

I.L.A. Kollektiv (Hrsg.)

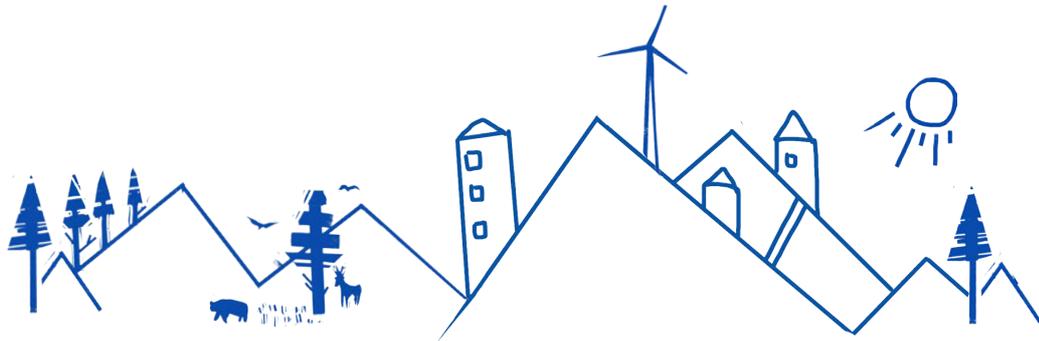
Mit einem
Vorwort von
Ulrich Brand, Maja
Göpel, Barbara Muraca,
Tilman Santarius und
Markus Wissen



DAS GUTE LEBEN FÜR ALLE

Wege in die solidarische Lebensweise

I.L.A. Kollektiv



Das Gute Leben für Alle

Wege in die solidarische Lebensweise

INHALT

- 5 **Vorwort**
Von Ulrich Brand, Maja Göpel, Barbara Muraca,
Tilman Santarius und Markus Wissen
- 7 **Einleitung**
Von der imperialen Lebensweise zum Guten
Leben für Alle
- 15 **Teil I: Die solidarische Lebensweise
– Prinzipien, Projekte und Prämissen**
- 15 **Konturen**
Konturen einer solidarischen Lebensweise:
Das Morgen im Heute
- 25 **Lebensbereiche**
Alles utopisch?
Gelebte Alternativen im Hier und Jetzt!
- 25 **Sorge**
Für alle gesorgt!
- 31 **Ernährung und Landwirtschaft**
Gutes Essen für Alle
– wie wir eine solidarische Zukunft säen können
- 38 **Mobilität**
Kurze Wege zum Ziel
- 44 **Wohnen**
Endlich Raum für Alle
- 50 **Gebrauchsgüter**
Solidarisch produzieren, solidarisch nutzen
- 55 **Energie**
Mehr als der Strom aus der Steckdose
- 61 **Institutionen**
Skizzieren wir den Rahmen einer anderen Welt!
- 77 **Teil II: Wege in die solidarische Lebensweise**
- 77 **Transformation**
Aufbruch in eine solidarische Zukunft
- 80 **Politische Strategien**
Allianzen für die Transformation
- 90 **Kultureller Wandel**
Geschichte schreiben
- 99 **Fazit**
Das Ende vom Anfang
- 102 Glossar
- 108 Literaturverzeichnis
- 120 Über das Projekt und die Autor*innen
- 122 Danksagung und Förderhinweise

INFOBOXEN

- 12 **Selbstoppositionierung** – Wer sind wir und für wen können wir überhaupt sprechen?
- 21 **Prinzipien der solidarischen Lebensweise**
– Legende für die weitere Lektüre
- 23 **Bedürfnisse** – Bedürfnisse haben Grenzen!
- 38 **Mobilität** – Höher, schneller, weiter: also immer mobiler?
- 48 **Rotes Wien** – damals und heute
- 58 **Rebound-Effekt** – Mit Effizienz den Verbrauch reduzieren?
- 65 **Digitalisierung** – Das Gute Leben für Alle 4.0?
- 70 **Bedingungsloses Grundeinkommen** – Ein Schritt in die solidarische Lebensweise?
- 72 **Grenzen** – Können sie solidarisch sein?
- 79 **Strategien der Transformation** – Wie gelingt der Wandel von der imperialen zur solidarischen Lebensweise?
- 81 **Frontline** – Wo ist meine ›Frontline‹?
- 83 **Energiewende** – Die Energiewende unter der Lupe
- 88 **Konversion der Autoindustrie** – Wie gelingt ein sozial-ökologischer Umbau der Autoindustrie?
- 95 **Freiheit** – Miteinander frei

VORWORT

Die Debatte über die Zukunft unserer Gesellschaft wird aktuell bedauerlicherweise vor allem vom politisch rechten und rechtsextremen Spektrum dominiert. Deren These: Wenn nur das – angeblich zentrale – Problem der Migration und vor allem der Geflüchteten gelöst sei, dann würde alles irgendwie gut, dann würden alle Krisen überwunden. Die in vielen Ländern erstarkende Rechte bestimmt zunehmend auch den Ton der Debatte im bürgerlichen Milieu. Sie konstruiert einen äußeren Gegner, der an ›unseren Wohlstand‹ wolle und daran gehindert werden müsse. Dabei geht es nicht nur darum, die europäischen Grenzen zu stärken, sondern auch darum, es Migrant*innen und Geflüchteten schwer oder besser unmöglich zu machen, sich unter neuen Umständen eine Lebensperspektive aufzubauen. Viele Menschen, die von strukturellen Umbrüchen in der Gesellschaft betroffen sind, fühlen sich in der etablierten Parteienlandschaft nicht gehört und folgen dieser Rhetorik von populistischen Parteien.

Fragen nach dem Erhalt der natürlichen Lebensgrundlagen spielen diese rechtsextremen Parteien herunter oder tun sie als fortschrittsfeindlich ab. Gleichzeitig treten sie die Idee der internationalen Solidarität mit Füßen. Anstatt eines konstruktiven Dialogs, der wichtige Ängste und Zukunftswünsche der Menschen in diesem Land thematisiert, liefern sich die Parteien zunehmend abstoßende Duelle der gegenseitigen Anschuldigungen und Verdächtigungen.

Zudem ist bedenklich, dass marktorientierte – neoliberale – Rezepte gegenüber den rechtspopulistischen Positionen den Anstrich von vernünftigen Lösungen erhalten. Dabei rechtfertigen diese Ansätze die ansteigende soziale Ungleichheit damit, dass Konkurrenz und Standortwettbewerb angeblich notwendig seien, um Wirtschaft und Wohlstand dynamisch zu halten. Freihandel sei die vernünftige Antwort auf den Brexit oder die Trumpsche Abschottung. Und Investor*innen sollen auf keinen Fall vergrault, sondern mehr denn je durch ›gute‹ Bedingungen – sprich: die Absenkung arbeits-, gesundheits- oder umweltpolitischer Standards – angelockt werden. Österreichs jüngstes Standortsicherungsgesetz ist hierfür ein Paradebeispiel.¹

Die Forderung nach einem *Guten Leben für Alle* findet angesichts von Hassreden, Fake News und ›Wachstum und Standortsicherung um jeden Preis‹ in Zeiten gesellschaftlicher Polarisierung und (vermeintlichen oder realen) Abstiegsängsten nur schwer Gehör im öffentlichen Raum. Im alltäglichen Austausch sind es jedoch Themen rund um die Lebensqualität, die die Menschen bewegen. Öffentlich debattiert werden sie aber kaum. Stattdessen wird in reichen Gesellschaften das *Gute Leben* fast ausschließlich als zunehmend materieller Wohlstand für sich selbst verstanden.

Dieses Verständnis veranlasst viele Menschen dazu, billige – und damit sozial und ökologisch problematisch produzierte – Lebensmittel, Kleidung und High-Tech-Geräte zu konsumieren. Wie sie hergestellt wurden, wollen die meisten Menschen dabei lieber nicht wissen. Sie blenden aus, dass diese Form der *imperialen Lebensweise* auf der respektlosen Ausbeutung der Natur und anderer Menschen basiert – in der eigenen Gesellschaft und vor allem international.

Gleichzeitig zwingt die immer größer werdende Schere zwischen Arm und Reich viele Menschen auch in materiell reichen Gesellschaften dazu, auf solch billig produzierte Waren und Dienstleistungen zurückzugreifen. Diese können jedoch nur hergestellt werden, wenn noch ärmere Menschen und die Natur ausgebeutet werden. Egal ob sich Menschen damit den Zugang zu lebensnotwendigen materiellen Gütern oder soziale Anerkennung für sich und ihre Kinder verschaffen wollen – durch ihren Konsum verstärken sie oft unfreiwillig den sogenannten *Krieg der Armen gegen die Armen*. Daraus folgen Ausbeutung und Unterdrückung anderer statt Umverteilung und Solidarität.

Die imperiale Lebensweise ist aber auch deshalb so tief verankert, weil sehr viele Menschen – selbst wenn sie die Ausbeutung anderer Weltregionen und der Natur kritisch sehen – durch ihre Erwerbsarbeit Teil dieser Lebensweise sind. Deswegen gilt es nicht nur das individuelle Konsumverhalten zu verändern, sondern auch das Wirtschaftssystem grundlegend umzubauen. Die Arbeits- und Wirtschaftswelt muss so gestaltet sein, dass sie Menschen nicht mehr in ausbeuterisches Handeln und strukturelle Zwänge bringt.

Hier setzt das Buch des I.L.A. Kollektivs an. Die Perspektive einer *solidarischen Lebensweise* basiert dabei auf

zentralen Prinzipien für das gesellschaftliche Zusammenleben, sowie für Politik und Wirtschaft:

- ▷ **Gutes Leben für Alle kann nicht auf Kosten anderer gehen!**
- ▷ Es kann keine nachhaltigen Geschäftsmodelle in einer nicht nachhaltigen Volks- und Weltwirtschaft geben!
- ▷ Es wird keine nationalistischen und konkurrenzgetriebenen Strategien für einen langfristigen Wohlstand geben können!

Damit liefert das Buch zum einen eine Begriffsklärung und ein Verständnis vom Guten Leben, das als Gegenmodell zu Ausgrenzung und Abschottung, zu Zukunftsblindheit und Fremdenfeindlichkeit steht. Das ist wichtig, denn in wirren Zeiten bedarf es kluger Konzepte, die Haltung, Orientierung und Alternativen bieten. Zum anderen zeigt das Buch konkrete Ansatzpunkte für das Handeln von Individuen, für die Gestaltung durch die Politik sowie für das Rückverlangen der Diskurshoheit durch emanzipatorische Akteure und damit für eine grundlegende Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse.

Die Autor*innen des Buches plädieren dafür, die imperiale Lebensweise zurückzudrängen und gleichzeitig die solidarische Lebensweise aufzubauen. Das ist heute nicht selbstverständlich, selbst wenn es die Vereinten Nationen in ihrer Agenda 2030 für nachhaltige Entwicklung von September 2015 ähnlich formulieren. Viele Kräfte werden heute davon ausgefüllt, bestehende soziale und politische Standards – wie Arbeiter*innenrechte, selbstorganisierte Räume und starke öffentliche Sektoren – zu verteidigen. Diese – dringend nötigen – Kämpfe zur Verteidigung emanzipatorischer Errungenschaften bedürfen der Ergänzung um neue Visionen eines Guten Lebens. Es geht auch darum, im Hier und Heute konkrete Alternativen für die Zukunft aufzuzeigen und voranzutreiben. Diese liegen auf ganz unterschiedlichen Ebenen: Im beruflichen Alltag, indem beispielsweise schädliche Sektoren (wie der Braunkohlesektor oder die Automobilindustrie) aufgegeben beziehungsweise umgebaut werden, im gesellschaftlichen Engagement, zum Beispiel für eine demokratische und sozial-ökologische Energieversorgung oder Mobilität, im privaten Verhalten, wie durch Verzicht aufs Auto, in der Reform politischer Institutionen oder in einer Stärkung kritischer Medien.

Das Buch zeigt, dass eine solidarische Gesellschaft nicht nur dringend nötig, sondern auch machbar ist. Dass es nicht nur Konflikte mit herrschenden und mächtigen Interessen geben wird, sondern dass die notwendigen tiefgreifenden Veränderungen – und damit die Abkehr von bestimmten Gewohnheiten – für Menschen auch positiv erfahrbar sein müssen. Es geht schließlich um die Freiheit, nicht mehr auf Kosten anderer leben zu müssen. Und wir gehen soweit zu prognostizieren, dass genau die vielen kleinen Projekte einer solidarischen Lebensweise Werkstätten dieser Befreiung sein können. Denn hier können Menschen gemeinsam kreativ und selbstwirksam alternative Formen des Zusammenlebens ausprobieren und erleben. So können sie der angstschürenden populistisch-rechten Hetze eine konstruktive und visionäre Praxis entgegenstellen. Das Kollektiv stellt detailliert dar, welche Ansatzpunkte es in unterschiedlichen Bereichen wie der Landwirtschaft, dem Wohnen, der Mobilität oder der Sorge bereits gibt. Gleichzeitig stellen sich die Autor*innen auch der Frage, welche politischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen nötig sind, um die solidarische Lebensweise auf nationaler und globaler Ebene zu verankern.

Das Buch sprüht vor Ideen, seine Lektüre ist anregend und eine große Freude. Wir gratulieren dem zweiten I.L.A. Kollektiv zu dieser vorzüglichen und wichtigen Arbeit. Und wir sind froh darüber, dass wir bei unseren persönlichen Begegnungen und Diskussionen miterleben durften, mit wieviel Leidenschaft und Energie dieses Projekt angegangen und umgesetzt wurde.

Nun wünschen wir dem Buch und den damit verbundenen Anliegen eine weite Verbreitung.

Ulrich Brand, Maja Göpel, Barbara Muraca, Tilman Santarius und Markus Wissen

LEBENSBEREICHE

ALLES UTOPISCH?

GELEBTE ALTERNATIVEN IM HIER UND JETZT!

SORGE FÜR ALLE GESORGT!

ALLE MENSCHEN BRAUCHEN SORGE – VON DER FÜR-SORGE DER ELTERN IN DER KINDHEIT ÜBER HAUSARBEIT IM ALLTAG BIS HIN ZUR PFLEGE IM ALTER. WENN WIR SOLIDARISCH SORGEN, LEGEN WIR DEN GRUNDSTEIN FÜR EIN GUTES LEBEN FÜR ALLE.

Sorge – das klingt nach schweren Gedanken. Tatsächlich verbirgt sich dahinter etwas ganz Alltägliches und etwas, das das Leben jeden Tag besser macht: Pflege bei Krankheit und Hilfe im Alter, Geborgenheit beim Aufwachsen und manchmal einfach nur ein gemeinsames Abendessen mit Freund*innen oder der Familie nach einem langen Tag. All das und noch viel mehr ist Sorge. Ohne diese Tätigkeiten würde das Leben keines Menschen funktionieren. In vielen Phasen ihres Lebens sorgen sich Menschen um andere, um sich selbst und manchmal auch um die Natur. **Sorge umfasst alles Leben, menschliches und nichtmenschliches.**

Gesellschaftliches Zusammenleben nach der Sorgelogik (siehe KON- TUREN) zu gestalten, heißt zunächst einmal anzuerkennen, dass die Grundlage des Lebens sorgende Tätigkeiten sind. Im Mittelpunkt stehen dann solidarische, erfüllende, fürsorgliche Beziehungen – Beziehungen der Kooperation statt der Konkurrenz. Sorge ermöglicht es den Menschen überhaupt erst ihre grundlegenden Bedürfnisse (siehe Infobox BEDÜRFNISSE) zu verwirklichen und macht sie handlungsfähig.¹ **Aus dieser Sicht können wir zuversichtlich in die Zukunft blicken, denn in einer Lebensweise, die Sorgetätigkeiten als zentrale Säule gesellschaftlichen Zusammenlebens anerkennt, fällt niemand zur Last, wenn er*sie alt oder krank ist, denn**

» *Sorge umfasst alles Leben, menschliches und nichtmenschliches.«*

in schwierigen Zeiten kann sich jede*r auf die Sorge durch andere verlassen.

Eine sorgende Gesellschaft schiebt sorgende Tätigkeiten nicht allein familiären und verwandtschaftlichen Beziehungen zu. Die Sorge-Utopie (siehe GLOSSAR), die wir als Autor*innen verfolgen, stellt sich gegen Diskriminierung bezogen auf Geschlecht, Klasse und Ethnizität. Wir wollen der derzeitigen Ungleichheit und damit verbundenen Ausbeutung (siehe GLOSSAR) von sorgenden Menschen entgegenwirken. Und wir wollen natürlichen menschlichen Abhängigkeiten einen zentralen Platz in der gesellschaftlichen Organisation geben. Der Blick auf Sorge zeigt, wie gleich wir sind – abhängig voneinander, abhängig von der Natur. Staatliche Rahmenbedingungen erkennen diese Abhängigkeit an und ermöglichen alltägliche Sorge (siehe INSTITUTIONEN). Und in professionalisierten Bereichen der Sorge ist Zeit für solidarische Beziehungen und menschliche Begegnungen (siehe Abbildung 3.1.1).

Dies alles gelingt in der imperialen Lebensweise derzeit nicht. Zwar findet Sorge statt, doch Sorgetätigkeiten im Privaten sind meistens unsichtbar und die Gesellschaft erkennt sie im Gegensatz zur Erwerbsarbeit nur wenig an. Dort, wo Sorgetätigkeiten als Dienstleistung angeboten werden, folgen sie der Markt- und Profitlogik. Dadurch entsteht der Zwang zum Beispiel mit Kranken- und Altenpflege Geld zu erwirtschaften. Dies führt dazu, dass die Zeit im Umgang mit Patient*innen knapp ist und Personal eingespart wird. Bürokratische Verfahren kenn-

» *Der Blick auf Sorge zeigt, wie gleich wir sind – abhängig voneinander, abhängig von der Natur.«*



» Die **eigentlichen Qualitäten von Sorgetätigkeiten, die in Vertrauen, Geborgenheit, Empathie und Nähe liegen, gehen unter den vorherrschenden Bedingungen zusehends verloren.**«

zeichnen den Arbeitsalltag von Sorgenden und Technisierung soll Sorgetätigkeiten verbessern. **Die eigentlichen Qualitäten von Sorgetätigkeiten, die in Vertrauen, Geborgenheit, Empathie und Nähe liegen, gehen unter den vorherrschenden**

Bedingungen zusehends verloren. Sorgearbeit in der imperialen Lebensweise ist außerdem ungleich verteilt: Den größten Anteil leisten nach wie vor Frauen*. Zur Ungleichheit zwischen den Geschlechtern kommt im globalen Sorgesystem die wachsende Rolle migrantischer Sorgearbeiter*innen. Diese verrichten Sorgetätigkeiten unter ausbeuterischen Bedingungen und müssen dafür häufig ihr eigenes Land und ihre eigene Familie zurücklassen.²

Gelebte Alternativen machen allerdings deutlich, dass die Sorge-Utopie teilweise schon Realität ist. Sie zeigen, wie Sorgetätigkeiten im gesellschaftlichen Zusammenleben sichtbar, anerkannt und wertgeschätzt werden. Anhand dieser zeigen wir, wie es praktisch gelingen kann, menschliche Bedürfnisse in den Mittelpunkt gesellschaftlicher Organisation zu stellen. Dabei konzentrieren wir uns auf Sorgetätigkeiten im Bereich Gesundheit und Pflege.

Neben konkreten solidarischen Projekten im Sorgebereich gehen wir in diesem Kapitel auch auf grundlegende gesellschaftliche Rahmenbedingungen ein, die eine Sorge-Utopie ermöglichen und festigen können.

» Die **Sorge ist das Zentrum, der Motor der sozialen Entwicklung, ohne sie gibt es kein biologisches Leben, kein Leben im weitesten Sinn, das es wert wäre, gelebt zu werden.**« Tobias Bärtisch³

Vernetzte Sorge vor Ort

Bei der niederländischen Nachbarschaftshilfe *Buurtzorg*, dem größten Non-Profit-Unternehmen in der mobilen Pflege, wie auch beim ambulanten Berliner Pflegedienst *Care4Me*, ist Sorge in lokale Beziehungen eingebettet: Neben einem formellen Netzwerk aus Hausärzt*innen, Spezialist*innen, Apotheken und Krankenhäusern gibt es informelle Netzwerke, bestehend aus Familienangehörigen, Nachbar*innen und Freund*innen. **Umsorgte werden beraten, wie sie eigenständig und unabhängig bleiben oder werden und sich die dafür nötige Unterstützung organisieren können – und fühlen sich dadurch weniger allein und abhängig.** Pflegekräfte bringen Patient*in-

nen mit Nachbarn*innen in Kontakt oder vereinbaren einen Termin zum Haarschneiden. Gemeinsam schaffen sie eine vertraute und bekannte Umgebung. Die Pflege geht also über eine rein medizinische Versorgung hinaus. Patient*innen werden von ein oder zwei festen Pflegekräften betreut. Es entstehen Beziehungen, mit deren Hilfe Probleme früh erkannt werden können. Durch die Arbeit in kleinen Teams und eine enge, selbstorganisierte Zusammenarbeit können die Pflegekräfte ihre Arbeitszeit flexibel gestalten und an ihre persönlichen Lebensumstände und Bedürfnisse, wie etwa die Betreuung eigener Kinder, anpassen.⁴

In Deutschland organisiert das Kollektiv (siehe GLOSSAR) *Ambulante Krankenpflege Berlin* seit über 35 Jahren häusliche Pflege in der Nachbarschaft auf ähnliche Weise. Die Organisation sorgt dabei auch für einen kleinen ökologischen Fußabdruck (siehe GLOSSAR): Die Versorger*innen legen ihre Wege mit dem Fahrrad zurück.

Selbstbestimmte Sorge

Sorge lokal zu organisieren stößt oft an strukturelle Grenzen. In manchen Regionen ist eine Selbstorganisation schlicht nicht möglich. Der enorme Kosten- und Effizienzdruck, der auf Krankenhäusern und Pflegeeinrichtungen lastet, führt gerade in ländlichen Regionen dazu, dass Krankenhäuser schließen oder zusammengelegt werden müssen – mit einer schlechteren Versorgung vor Ort als Folge. Weil Leistungen häufig nur noch pauschal abgerechnet werden können, sind die Sorgenden gezwungen, ihre Arbeit nicht mehr am realen Bedarf, sondern an möglichen Profiten auszurichten.

Erkennen wir Sorge stattdessen als zentrale gesellschaftliche Säule an, dann stehen Bedürfnisse der Menschen im Zentrum – und nicht der Profit. Dann orientiert sich die Organisation von Sorgetätigkeiten an Mitbestimmung und Mitgestaltung. **Menschen sollen an Entscheidungen teilhaben, die ihr Leben betreffen – denn sich versorgen, pflegen und medizinisch behandeln zu lassen betrifft den privatesten Raum jedes und jeder einzelnen.**

Bei *Buurtzorg* führen die selbstorganisierten Teams mit bis zu zehn Pflegekräften die professionelle Sorgetätigkeit durch: von der Einsatzplanung, Urlaubs- und Vertretungsorganisation über die Abrechnung bis hin zur Dokumentation. Umsorgte und Versorgende sind damit zufrieden. So wurde *Buurtzorg* seit 2011 viermal in Folge von seinen Mitarbeiter*innen zum attraktivsten Arbeitgeber gewählt. Die alternative Sorgepraxis von *Buurtzorg* versteht die pflegende Sorge als Tätigkeit, Menschen dabei zu unterstützen,



sich ein Netzwerk aus Unterstützer*innen aufzubauen und umliegende Kontakte zu stärken. Beziehungsweisen im Umfeld können sich so verändern und die Menschen sind weniger von der Dienstleistung professioneller Pflege abhängig. Diese Art der Sorgeorganisation ließ beispielsweise die Besuchszeiten bei Ärzt*innen um 40 % zurückgehen, viele Krankenhauseinweisungen könnten vermieden und dadurch 40 % der Kosten eingespart werden.

Strukturen, wie sie *Buurtzorg* und *Care4Me*⁵ aufbauen, stärken die Möglichkeiten der Umsorgten und Sorgenden, sich selbst für ihre Bedürfnisse einzusetzen. Sie schaffen Rahmenbedingungen, um Sorgetätigkeit nicht als Dienstleistung verkaufen zu müssen, sondern als Tätigkeit von Mensch zu Mensch anzuerkennen, als Commons (siehe GLOSSAR). Daran arbeitet auch das bundesweite *Netzwerk Care Revolution*.⁶ Seine Forderung lautet: Betroffene als Expert*innen ihrer eigenen Belange an der Gestaltung von Sorge beteiligen. Der Aufbau einer Rätestruktur, um Sorge zu organisieren, ist dabei nicht nur auf lokaler Ebene, sondern auch auf allen übergeordneten Ebenen vorgesehen (siehe GLOSSAR und INSTITUTIONEN). Gleichzeitig will das Netzwerk den öffentlichen Diskurs über Sorge anregen und ein breiteres Bewusstsein für Sorgetätigkeiten und deren gesellschaftlichen Wert schaffen: **Sorge geht uns alle an und wir sollten sie deshalb demokratisch (siehe GLOSSAR) debattieren und organisieren.**⁷ Dafür bieten die Vernetzung und der Austausch beteiligter und betroffener Akteur*innen, wie sie im Netzwerk stattfinden, großes Potenzial.

Das Gespräch pflegen

Um Daseinsfürsorge (siehe GLOSSAR) gemeinschaftlich zu organisieren, braucht es Räume des Austausches und der Ermächtigung (siehe GLOSSAR). Die Plattform *Pflege auf Augenhöhe* und das *AUGENHÖHEcamp #Pflege*⁸ bieten Menschen, die beruflich im Sorgebereich tätig sind, Möglichkeiten zum Austausch, zur Vernetzung und zur Zusammenarbeit. Dort kommen Menschen zusammen, die sich mit zukunftsfähigen Sorgesystemen beschäftigen, in denen menschliche Bedürfnisse zentral sind.

Aber auch Patient*innen, Eltern und Angehörige müssen beteiligt werden, denn wir alle sind betroffen von Sorgetätigkeiten und haben eine Vorstellung davon, wie wir sorgen und umsorgt werden wollen.

» **Durch Selbstorganisation und Selbstermächtigung entstehen Schritte für Schritte gemeinsam bessere Bedingungen der pflegenden Sorge.**«

Durch Selbstorganisation und Selbstermächtigung entstehen Schritte für Schritte gemeinsam bessere Bedingun-

gen der pflegenden Sorge.

Sorge braucht gute Gesellschaft

Ungleichheit, schlechte Arbeitsverhältnisse, anonyme Beziehungen und Vereinzelung machen es einem nicht nur schwerer, wenn man krank ist – sie machen auch selbst krank. Um dieser gesellschaftlichen Entwicklung entgegenzuwirken, rücken bei der *Poliklinik Veddel in Hamburg*⁹, einem Stadtteilgesundheitszentrum, soziale und sozialpsychologische Aspekte in den Fokus der Gesundheitsversorgung. Das Ziel: Diskriminierung und Ausgrenzung, die sich auf die Gesundheit auswirken, entgegenwirken. Die *Poliklinik* verknüpft Stadtteilprojekte mit medizinischer Versorgung und Beratung. Sozialarbeiter*innen, Gesundheitsarbeiter*innen, Jurist*innen und Kommunikationswissenschaftler*innen arbeiten dort nach einem umfassenden Gesundheitsverständnis und bieten eine Gesundheitsversorgung an, die individuelle Bedürfnisse berücksichtigt und gesellschaftliche Verhältnisse miteinbezieht. Politische (Selbst-) Ermächtigung ist dabei zentral: Die eigenen Rechte zu kennen und einfordern zu können, sind die ersten Schritte im Umgang mit individuellen Bedürfnissen und krankmachenden gesellschaftlichen Verhältnissen.

politiklinik1.org

Gut versorgt durch öffentliche Sorgestrukturen

Wenn unsere Gesellschaft die soziale Dimension von Gesundheit und Pflege ernst nimmt, verändert sich nicht nur die Sorgetätigkeit selbst – sondern auch die gesellschaftliche Infrastruktur von Sorge. So fordert das *Care Revolution Netzwerk* einen grundlegenden Umbau der sozialen Infrastruktur (siehe INSTITUTIONEN): Dabei ist es wichtig die oben beschriebenen Prinzipien von Lokalisierung, Demokratisierung (siehe GLOSSAR) und dezentraler Vernetzung auch in öffentlich finanzierten Einrichtungen und Dienstleistungen umzusetzen. Dies können die wesentlichen Bestandteile von guter Sorge – wie Nähe, Geborgenheit, Vertrauen, Selbstbestimmung und Verantwortung – langfristig und über einzelne Projekte und Initiativen hinaus möglich machen.

Alternative Sorgepraktiken (siehe GLOSSAR) im Gesundheits- und Pflegebereich stehen nicht im Gegensatz zu Fachwissen und spezialisiertem Personal. Die Logik der Sorge drückt sich vielmehr in Praktiken und Beziehungsarbeit aus, die psychischen, emotionalen und sozialen Dimensionen von Gesundheit und Sorge eine

» **Gesellschaftliche Rahmenbedingungen im Sinne der Sorgelogik können nur entstehen, wenn wir eine neue gesellschaftliche Arbeitsteilung etablieren.**«

care4me
-berlin
.de



care-
revolu-
tion.org

pflege-
auf-
augen-
hoehe.de



Abbildung 3.1.1: Sorgetätigkeiten umfassen alles Leben, menschliches und nicht-menschliches.



große Bedeutung einräumen.

Gesellschaftliche Rahmenbedingungen im Sinne der Sorgelogik können nur entstehen, wenn wir eine neue gesellschaftliche Arbeitsteilung etablieren. Zentral hierfür ist eine Verkürzung der Arbeitszeit, damit mehr Zeit für Sorgetätigkeiten bleibt. Dafür muss sich vor allem die Unternehmens- und Arbeitskultur ändern. Gleichzeitig muss sich die Aufteilung der Sorgearbeit zwischen den Geschlechtern – wie beispielsweise die Verteilung der Elternzeit – wandeln. Wie auch das *Care Revolution Netzwerk* fordern wir, dass die Gesellschaft neben der Erwerbsarbeit andere Formen von Tätigkeit als notwendig und wertvoll anerkennt und für sie in gleichem Maße Zeit zur Verfügung stellt (siehe INSTITUTIONEN). Auf diese Weise werden Sorgetätigkeiten sichtbar und erfahren Anerkennung. Ein Schritt dorthin ist es, Sorgetätigkeiten in ökonomischen Bilanzen¹⁰ sichtbar zu machen und damit verbunden die Debatte um unsichtbare Sorgetätigkeiten anzuregen. Staatliche Ersatzleistungen, ähnlich wie Elterngeld und eine garantierte Kranken- und Sozialversicherung für Menschen, die Familienangehörige pflegen, können ebenfalls zur Anerkennung dieser Tätigkeiten beitragen. Eine solidarische Sorgeorganisation hebt die Trennung zwischen produktiver und reproduktiver (siehe GLOSSAR) Arbeit auf.

verknüpfen politische Forderungen mit globalen Herausforderungen im Gesundheitsbereich. Die *Gesundheitscharta*¹⁴ bietet dabei eine Orientierung. **Gesundheit wird darin als soziale, politische und ökonomische Aufgabe verstanden – als Menschenrecht.** Ziel ist es, das Bewusstsein dafür zu schärfen, dass Solidarität, Gleichheit sowie politische Mitbestimmung und materielle Absicherung unabdingbare Voraussetzungen für gesundes Leben sind. Die verschiedenen regionalen Netzwerke von PHM bringen Menschen aus unterschiedlichen Organisationen und sozialen Bewegungen, insbesondere im Globalen Süden (siehe GLOSSAR), zusammen. In Berichten, Bildungsprogrammen, wie der *International People's Health Universities*, und politischen Aktionen setzen sich Gesundheitsaktivist*innen für die Praxis einer solidarischen Gesundheitsversorgung auf lokaler, nationaler und internationaler Ebene ein.¹⁵ Dabei befasst sich diese Gesundheitsbewegung vor allem mit globalen Themen. Sie tritt unter anderem für die Gesundheitsversorgung von Geflüchteten ein und kämpft gegen Pharmakonzerne, die mit Patenten auf Medikamente hohe Gewinne abschöpfen und damit vielen Menschen durch hohe Preise das Recht auf medizinische Versorgung verwehren.

phmovement.org

iphu.org

➤ **Gesundheit wird darin als soziale, politische und ökonomische Aufgabe verstanden – als Menschenrecht.**«



Das 1991 in Italien verabschiedete Gesetz zu Sozialkooperativen (siehe INSTITUTIONEN) fördert Sorgekooperativen, an denen sowohl Angestellte, Umsorgte sowie Freiwillige beteiligt sind. Durch eine enge Zusammenarbeit mit kommunalen Behörden sichern diese eine dezentrale Versorgung vor Ort im Gesundheits- und Pflegebereich. Mit großem Erfolg: in mehr als 14.500 Kooperativen arbeiteten im Jahr 2013 etwa 360.000 Menschen.¹¹

Damit die hier vorgestellten Ansätze gelebter Sorge-Utopien nicht in Nischen verbleiben, braucht es jedoch gesellschaftliche Rahmenbedingungen, die sie fördern oder finanzieren (siehe INSTITUTIONEN).

Global gesorgt – Sorge als Menschenrecht

Auch im globalen Kontext ist es wichtig, Gesundheitsversorgung als Ergebnis öffentlicher, staatlicher Daseinsfürsorge zu verstehen. Bündnisse wie die *Deutsche Plattform für Globale Gesundheit*¹² oder das globale Netzwerk *People's Health Movement* (PHM)¹³

Sorge als Säule der solidarischen Lebensweise

Die Initiativen, die wir vorgestellt haben, zeigen, dass es möglich ist, Sorgetätigkeiten sichtbar zu machen und Anonymität sowie Machtverhältnisse, die Teil der imperialen Lebensweise sind, aufzubrechen. In einer solidarischen Lebensweise sind die Sorgenenden, die Sorge selbst und die Bedürfnisse der Umsorgten anerkannt. In der Sorge-Utopie sind Selbsthilfe, Selbstorganisation, Engagement, faires Dienstleisten und eine soziale Infrastruktur, die solidarische Sorgeorganisation ermöglicht und absichert, Realität.

Sorge ist mehr als nur die Versorgung in verschiedenen Bereichen, wie Gesundheitsversorgung. Sie ist eine tragende Säule für die solidarische Lebensweise. In den folgenden Kapiteln zeigen wir, dass alternative, solidarische Projekte im Bereich WOHNEN, ERNÄHRUNG, ENERGIE, MOBILITÄT UND GEBRAUCHSGÜTER auf dem Prinzip der Sorgelogik basieren. Solidarische Organisationsstrukturen und Alltagspraktiken rücken Beziehungen zwischen Menschen und der Mitwelt in den Mittelpunkt und folgen somit der lebenserhaltenden

i Vor und während des zweiten Weltkrieges floss die unbezahlte Hausarbeit von Frauen* in die Berechnung des Bruttoinlandsproduktes vieler Länder ein. Im Laufe der Vereinheitlichung in der Nachkriegszeit wurde die Hausarbeit aus der BIP-Berechnung wieder herausgenommen, da sie unbezahlt war.

und lebensspendenden Logik gesellschaftlicher Sorge (siehe Abbildung 3.1.2). Der deutsche Arzt Rudolf Virchow verwies schon Mitte des 19. Jahrhunderts darauf, dass eine kluge Sozialpolitik die beste Medizin gegen die meisten Krankheiten darstellt.¹⁶ Sorge und ihre gesellschaftliche Umsetzung und Verhandlung ist Politik (siehe INSTITUTIONEN). Denn nur eine solidarisch sorgende Politik schafft Sorgeverhältnisse, die ein Gutes Leben für Alle ermöglichen.

Abbildung 3.1.2: In der solidarischen Lebensweise hat der Mensch einen anderen Umgang mit seiner Mitwelt.



ERNÄHRUNG UND LANDWIRTSCHAFT GUTES ESSEN FÜR ALLE – WIE WIR EINE SOLIDARISCHE ZUKUNFT SÄEN KÖNNEN



»OHNE DASS WIR WAS ZU ESSEN HABEN, KÖNNEN WIR AUCH GAR KEINE ANDEREN POLITISCHEN FORDERUNGEN STELLEN. DIE BASIS BILDET DIE LANDWIRTSCHAFT. DIE BASIS JEDLICHER WIRTSCHAFT IST DIE ERDE.«

ROBERT STRAUCH, PERMAKULTURDESIGNER IN BERLIN

Wir alle essen – und greifen dafür auf das zurück, was die Natur für uns bereithält und der Mensch kultiviert. Die imperiale Lebensweise macht auch vor diesem elementaren Aspekt unseres Lebens keinen Halt. Die Art, wie wir heute immer mehr Lebensmittel herstellen, beutet Mensch und Natur aus.¹ Das imperiale Agrarsystem verwandelt mit seiner wachstumsorientierten (siehe GLOSSAR), industriellen Landwirtschaft

» Das imperiale Agrarsystem verwandelt mit seiner wachstumsorientierten, industriellen Landwirtschaft alles in Monokulturen – vom Acker bis zu unserem Denken.«

alles in Monokulturen – vom Acker bis zu unserem Denken. Statt eine Vielfalt von Lebensmitteln für die lokale und regionale Versorgung zu erzeugen, werden profitable Nahrungsmittel

oder Energiepflanzen für die nationalen Märkte und den Export hergestellt. Solche Monokulturen sind auf hochtechnisierte Landmaschinen, chemische Dünger, Pestizide und Herbizide gegen Schädlinge und Unkraut angewiesen. Die industrielle Landwirtschaft greift deshalb massiv auf fossile Rohstoffe zurück und schadet der Gesundheit der Landarbeiter*innen, die häufig unter unwürdigen Bedingungen arbeiten. Sie laugt unsere Böden aus, verweigert den Tieren in Massenhaltung ein wesensgerechtes Leben und belastet Grundwasser, Flüsse und Seen mit Nitrat. Ihre weltweite Ausdehnung trägt außerdem maßgeblich zu Rodungen von Wäldern und zum Artensterben bei. Dies alles treibt den Klimawandel voran, der wiederum die verursachten Probleme verstärkt. Auch technische Erneuerungen wie die Digitalisierung sind keine Lösungen, sondern zielen vor allem auf eine immer billigere Produktion und mehr Profit für große Agrarkonzerne ab.

Für die Erzeuger*innen bedeutet das imperiale Agrarsystem einen wachsenden Druck, immer effizien-

ter, schneller und billiger zu produzieren. Obwohl 70 % der weltweit produzierten Lebensmittel aus der kleinbäuerlichen Landwirtschaft stammen, sind es vor allem Kleinbäuer*innen, Landarbeiter*innen, Hirt*innen und Fischer*innen, die unter Hunger und Armut leiden. Kleinbäuer*innen werden weltweit von Zwischenhändler*innen und Großkonzernen abhängig und verlieren durch Land Grabbing (siehe GLOSSAR) ihren Zugang zu Land. Immer weniger transnationale Unternehmen besitzen immer mehr Land und dominieren die Produktion von Saatgut, Düngemitteln, Pestiziden und Herbiziden. Wegen der immer schlechteren Lebensumstände verlassen besonders junge Menschen das Land und ziehen in die Städte.

Die weltweit dominante politische Antwort auf den Hunger in der Welt ist das Konzept der Ernährungssicherheit (siehe GLOSSAR). Spitz formuliert sind das Sozialprogramme und Maßnahmen zur Einkommenssteigerung, damit Kleinbäuer*innen die Lebensmittel kaufen können, die sie zuvor selbst produziert haben. Das Konzept macht Kleinbäuer*innen noch abhängiger von Märkten, anstatt sie dabei zu unterstützen, selbst Nahrungsmittel anzubauen. Die sozialen und ökologischen Bedingungen der Herstellung von Nahrungsmitteln werden oft ausgeblendet. Strukturelle Ursachen wie die ungerechte Verteilung von Land und der fehlende Zugang zu Rechten werden meist gar nicht beachtet. Dabei hat der Weltagrarbericht bereits vor zehn Jahren klargestellt, dass nur eine agrarökologische Landwirtschaft (siehe GLOSSAR) die Welt in Zukunft ernähren kann.

Ernährungssouveränität: Unser Essen – unsere Entscheidung!

Soziale Bewegungen weltweit fordern deshalb: Lasst uns die Gestaltung unseres Agrar- und Ernährungssystems in die eigenen Hände nehmen! Ernährungssouveränität (siehe GLOSSAR) heißt ein Konzept, das von der transnationalen Bewegung *La Via Campesina* 1996 begründet wurde. Kleinbäuer*innen, Landarbeiter*innen, Fischer*innen, Landlose und Indigene treten im Namen der Ernährungssouveränität

viacampesina.org/en

dafür ein, dass der Zugang zu Land und Wasser für alle gewährleistet, Land gerecht verteilt und unter Erhalt der Biodiversität und Saatgutvielfalt sozial-ökologisch gerecht genutzt wird. 2007 sind neue soziale Akteur*innen aus dem Globalen Süden und dem Globalen Norden (siehe GLOSSAR) unter dem Dach der weltweiten Bewegung für Ernährungssouveränität *Nyeléni* zusammengekommen. Neben Produzent*innen beteiligen sich daran auch Konsument*innen, Initiativen und Organisationen aus den Bereichen Umweltschutz und Menschenrechte, Frauen*bewegungen oder urbane Bewegungen. Die Durchsetzung von Ernährungssouveränität braucht diesen internationalen Zusammenhalt. Ausgestaltet wird sie jedoch in konkreten lokalen Projekten. Was bedeutet also Ernährungssouveränität genau?

Ernährungssouveränität ist die Voraussetzung für wirkliche Ernährungssicherheit. Denn sie beschreibt das Recht aller Menschen, über die Art und Weise, wie Essen produziert, verteilt und konsumiert wird, demokratisch mitzubestimmen. Die Ernährung der Bevölkerung hat Vorrang vor der Produktion für den Export. Ziel ist es, lokale, bedarfsorientierte Erzeu-

gungsstrukturen zu etablieren, die Produzent*innen selbst kontrollieren können. Denn nur, wenn Lebensmittelhersteller*innen demokratisch mitbestimmen können, können sie ihre Rechte auf Nahrung und auf Zugang zu Ressourcen durchsetzen. Es geht um eine (Re)Produktion, die das Wissen und die Fertigkeiten der Lebensmittelhersteller*innen achtet und fördert. Ernährungssouveränität setzt auf eine Landwirtschaft, bei der *mit* der Natur statt gegen sie gearbeitet wird.² Umweltschutz bedeutet dann nicht die Abwesenheit von Menschen in Form von eingezäunten Naturschutzparks. Sondern gerade die agrarökologische Bearbeitung der Natur durch den Menschen trägt zum Erhalt und zur Stärkung von natürlichen Kreisläufen und Biodiversität bei.

Permakultur: Sorge für Mensch und Erde

Ein Ansatz der Ernährungssouveränität ist *Permakultur*. In einem Interview erklärte uns Robert Strauch, *Permakulturdiesigner* und Ausbilder an der *Permakulturakademie* in Berlin, warum Permakultur ein Gestaltungskonzept für solidarische Lebensweisen ist. Sie ist inspiriert von natürlichen und sozialen



Abbildung 3.2.1: Industrielle Landwirtschaft (links) und Permakultur (rechts) im Vergleich



die Gemeinschaft langfristig und im Voraus alles, was sie für die agrarökologische Lebensmittelherzeugung braucht – also zum Beispiel Saatgut, Land und Maschinen, aber auch den Lohn von Gärtner*innen. Neben den angestellten Gärtner*innen sind alle anderen Mitglieder ebenso dazu eingeladen oder auch angehalten beim Jäten, bei der Ernte und bei der Verteilung zu helfen. Entsprechend der eigenen Kapazitäten können so alle zur gemeinsamen Nahrungsmittelherstellung beitragen. Der Hof wird zu einem erfahrbaren Raum, Wissen und Fertigkeiten werden geteilt. Die Mitglieder übernehmen im Idealfall gemeinschaftlich und langfristig Verantwortung und begegnen sich auf Augenhöhe. Entscheidungen treffen sie basisdemokratisch. Sie erhalten dafür wöchentlich den gleichen Ernteanteil – egal, wie groß dieser ausfällt. So lassen sie die Gärtner*innen nicht mit dem Risiko einer schlechten Ernte allein.³

Abbildung 3.2.2:
In einer Solidarischen Landwirtschaft (SoLaWi) sorgt die Gemeinschaft für eine bunte Ernte für alle



Der SoLaWi gelingt es, das Land weitestgehend abseits von Effizienz-, Wachstums- und Konkurrenzdrängen (siehe GLOSSAR) nach agrarökologischen Prinzipien zu kultivieren und die Tierhaltung wesensgerecht zu gestalten. Sie respektiert natürliche Kreisläufe und ermöglicht der Natur, sich zu regenerieren, indem Flächen brach liegen dürfen, während andere genutzt werden. Weil die SoLaWi eigenes Saatgut produziert und nur organische Dünger und biologische Pflanzenschutzmittel verwendet, fördert sie Biodiversität und bleibt von großen Chemiekonzernen unabhängig (siehe Abbildung 3.2.2).

In Deutschland gibt es derzeit etwa 180 solcher Gemeinschaften, die ihre Lebensmittel kooperativ herstellen und teilen. Sowohl die Produkte als auch die Dienstleistung der Gärtner*innen haben dort keinen marktbestimmten Preis mehr, der von Spekulationen abhängt. Vielmehr verfügen sie über einen sozialen Wert, der sich im Beitrag der Mitglieder und der gemeinschaftlichen Fürsorge für Mensch und Erde wiederfindet. Für die Gärtner*innen bedeutet das im Idealfall, dass sie von Lohnarbeit (siehe GLOSSAR) zu einem Tätigsein übergehen, in dem sie ihre vielfältigen Potenziale frei entfalten können. Die anderen Mitglieder sind keine anonymen Konsument*innen, sondern verwirklichen als Prosument*innen (siehe GLOSSAR) ihr Bedürfnis nach guten Lebensmitteln und Gemeinschaft.

Bei der Umsetzung dieses Konzepts stoßen die Mitglieder allerdings immer wieder auf Widersprüche und Herausforderungen, wie uns Fabian Kern von der GartenCoop Freiburg erzählt hat. Die Praxis zeigt, dass vor allem imperiale Realitäten außerhalb der SoLaWi die Höhe der Mitgliedsbeiträge bestimmen. Einen gerechten Lohn für den harten Job einer Gärtnerin, der auch eine solidarische Altersvorsorge miteinschließt, kann kaum eine SoLaWi bezahlen. Angesichts der



ernte-
teilen.org

garten
coop.org

Abbildung 3.2.3: In einer FoodCoop entscheiden die Mitglieder gemeinschaftlich, was wie und von wo auf ihren Tellern landet



gängigen niedrigen Gemüsepreise ist den Mitgliedern ein angemessener Beitrag nur schwer zu vermitteln. Die *SoLaWis* diskutieren außerdem, wie weniger ressourcenintensive Technologien und Maschinen eingesetzt werden können. Machtvolle Akteur*innen im Agrarsektor erschweren es den Gemeinschaften auch, an bezahlbares Land zu gelangen. Vor diesem Hintergrund versuchen einige Initiativen, wie die *Kulturland eG*, Land in genossenschaftlich (siehe GLOSSAR) organisierten Gemeinschaftsbesitz umzuwandeln.

FoodCoops – Solidarisch einkaufen

Eine Möglichkeit, regionale Produkte, aber auch Lebensmittel, die nicht in der Region wachsen, sozial und ökologisch zu beziehen, sind *FoodCoops*. Sie organisieren den Weg von Lebensmitteln, wie Reis, Kaffee und Gewürze, direkt von den Erzeuger*innen zu den Verbraucher*innen und sparen dabei durch Großgebilde Verpackungsmaterial wie Plastik. Sie umgehen die gängigen Strukturen von Zwischen- und Einzelhandel sowie Supermärkten, die Bäuerinnen und Bauern unter Preis- und Effizienzdruck setzen. **Hinter dem Begriff *FoodCoops* verbergen sich verschiedene Zusammenschlüsse von Interessierten, die den Kauf, die Lagerung und die Verteilung von**

qualitativ hochwertigen, ökologisch nachhaltigen Nahrungsmitteln selbstbestimmt gestalten.

foodcoopedia.de.fcoop.org

Wie eine *FoodCoop* genau ausgestaltet ist, hängt von den Bedürfnissen (siehe Infobox **BEDÜRFNISSE**) der Mitglieder ab und wird demokratisch ausgehandelt. In der Regel beziehen die Mitglieder ihre Lebensmittel direkt von regionalen Erzeuger*innen (vor Ort oder anderswo auf der Welt) und verteilen diese dann ehrenamtlich untereinander. Die Auswahl der Erzeuger*innen orientiert sich an solidarischen Kriterien. Für die Abnahme kommen häufig nur kleine Höfe in Betracht, die ökologisch anbauen und ihre Mitarbeiter*innen gerecht entlohnen.

Dadurch, dass *FoodCoops* den Zwischen- und Einzelhandel umgehen, sind die Waren kostengünstiger und auch für finanzschwächere Menschen erschwinglich. So verschwinden Schokolade und Kaffee nicht von den europäischen Speisekarten (siehe Abbildung 3.2.3). Dabei bleiben die langen Transporte auf Containerschiffen und LKWs natürlich trotzdem ein Problem für das Klima und erinnern uns daran, dass gutes Essen immer auch eine Frage von Suffizienz ist (siehe GLOSSAR).⁴

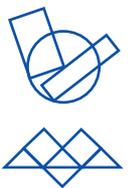


Abbildung 3.2.4: In einem Ernährungsrat kommen Bürger*innen, Politiker*innen, Bäuer*innen und weitere Menschen zusammen und gestalten gemeinsam ein solidarisches Ernährungssystem für ihre Region



Ernährungsräte – Rezepte für demokratische Strukturen

In *Ernährungsräten* treffen Menschen verschiedenster Hintergründe aufeinander und überlegen, wie sie gemeinsam ein solidarisches Ernährungssystem in ihrer Region gestalten können (siehe Abbildung 3.2.4). Projekte und Initiativen wie *SoLaWis* und *FoodCoops* kommen hier mit politischen Entscheidungsträger*innen zusammen und diskutieren einen Ausbau und die Verknüpfung ihrer Ansätze. Sie zielen darauf ab, alternative Infrastrukturen aufzubauen und bestehende Strukturen zu verändern.

Die ersten Ernährungsräte bildeten sich in Amerika. Vor allem in Brasilien haben Ernährungsräte durch die starken sozialen Bewegungen der 1980er und 1990er Jahre eine lange Tradition. Bereits seit 1993 existiert der *Nationale Rat für Ernährungssicherheit CONSEA*. Er berät die Regierung und hat wichtige Ernährungs- und Sozialprogramme, wie etwa das Schulverpflegungsprogramm, mitbegründet und mitgestaltet. Neben Vertreter*innen indigener Gemeinschaften

und Kleinbäuer*innen sind auch Gewerkschaften und Bildungseinrichtungen Teil des Rats. Die Mitglieder des nationalen Ernährungsrats sind Delegierte aus Ernährungsräten auf Ebene der Bundesstaaten und der Landkreise.⁵ Auch in Deutschland gibt es mittlerweile um die 40 Ernährungsräte (Stand April 2018), die sich regional und national vernetzen. Sie stehen im Austausch mit dem Netzwerk *Solidarische Landwirtschaft*, schließen punktuelle Bündnisse mit weiteren Akteur*innen und organisieren jedes Jahr gemeinsam die *Wir haben es satt!-Demonstration*.

Ein Beispiel ist der Berliner Ernährungsrat. Er lädt alle zur Mitarbeit ein, die Ernährung und Landwirtschaft in Berlin und Brandenburg verändern und sozial und ökologisch gerecht gestalten wollen. Derzeit engagieren sich rund 100 Personen mit ganz unterschiedlichen Hintergründen – von Imker*innen,

» Auch in Deutschland gibt es mittlerweile um die 40 Ernährungsräte, die sich regional und national vernetzen.«

wir-haben-es-satt.de

ernaehrungs-rat-berlin.de



Landwirt*innen und Verarbeiter*innen über Gartenaktivist*innen und Lebensmittelretter*innen bis hin zu Wissenschaftler*innen und Lokalpolitiker*innen. Innerhalb der Vollversammlung diskutieren und entscheiden sie gemeinsam, wie sie aktiv werden und was sie fordern wollen.

Die solidarische Ernährungsweise

Die Forderungen des *Berliner Ernährungsrates* sind wie die Zutaten eines Rezepts für eine gelungene solidarische Ernährungsweise.⁶ Stellen wir uns doch nur mal vor, sie wären bereits Realität: Durch die fruchtbare Zusammenarbeit von Bezirken, Senat und Umland – gemeinsam mit den Bürger*innen der Region – ist ein sozial-ökologisch gerechtes Ernährungssystem mit Vorbildcharakter entstanden. Berliner*innen und Brandenburger*innen essen frische Lebensmittel ausschließlich aus regionaler agrarökologischer Erzeugung. Auch kleine Projekte und Betriebe haben ausreichend und gerechten Zugang zu landwirtschaftlichen Flächen. Die Lebensmittel werden in der Region weiterverarbeitet, geliefert und gelagert. Versorgungsstrukturen in Form von innovativen Küchen und Gärten, Markthallen und Verteilnetze für *SoLaWis* haben Supermärkte und den Einzelhandel abgelöst. In *LebensMittelPunkten* kochen Menschen gemein-

sam. Lebensmittel kommen ganz in die Töpfe oder werden auf dem Kompost zu Nährstofflieferanten für unsere Böden. In den Städten erblühen Gemüsegärten in Hinterhöfen, auf Dächern und Brachflächen. Ein Innovationscampus arbeitet an neuen Ernährungskonzepten und setzt diese um. Kinder, Jugendliche und Erwachsene lernen in Gemeinschaftsgärten oder Gartenarbeitsschulen, wie sie ganz praktisch dazu beitragen können, dass alle Menschen gut essen können, und warum die Karotten etwas kleiner oder verschrumpelter und dennoch lecker sind, wenn es in der Hauptstadt mal wieder lange nicht geregnet hat.

Ernährung ist essenziell und alltäglich und unsere Landwirtschaft politisch – gerade deswegen sind Ernährung und Landwirtschaft wichtige Stellschrauben für den Aufbruch in eine solidarische Lebensweise. Projekte wie *Ernährungsräte*, *FoodCoops*, *Permakultur* und *SoLaWis* ermöglichen uns mitzubestimmen, was wir essen und wie mit den Lebensmitteln umgegangen wird. Wir können für uns, andere Menschen und die Natur sorgen, indem wir uns einbringen, uns solidarisch organisieren und auf die Kreisläufe der Natur eingehen. Auch wenn uns die imperiale Lebensweise in den Knochen steckt, muss sie nicht auf unseren Tellern landen.



Die globalen Krisen spitzen sich zu. Doch wo sind Antworten und Lösungen? Das I.L.A. Kollektiv hat sich auf die Suche nach neuen Lebensstilen und Wirtschaftsformen begeben, die nicht auf Kosten anderer und der Natur gehen. Die zentrale Frage: Wie kann ein gutes Leben für alle aussehen?

Fakt ist: An vielen Orten setzen sich Menschen bereits jetzt für ein zukunftsfähiges, demokratisches sowie sozial und ökologisch gerechtes Miteinander ein. All ihre Projekte bieten konkrete Alternativen im Hier und Jetzt. Was Mut macht: Die derzeitige imperiale Lebensweise – wie sie das Kollektiv in seinem ersten Buch »Auf Kosten anderer?« thematisiert – ist die Folge politischer Entscheidungen und unseres alltäglichen Handelns. Eine andere Welt ist also machbar. Welche Wege in die solidarische Lebensweise führen, zeigt dieses Buch eindrücklich auf – mit zahlreichen anschaulichen Infografiken.

Der gemeinnützige Verein *Common Future e.V.* aus Göttingen arbeitet in verschiedenen Projekten zu globaler Gerechtigkeit und sozial-ökologischem Wirtschaften. Von Oktober 2017 bis Januar 2019 veranstaltete der Verein seine zweite I.L.A. Werkstatt und begab sich dieses Mal auf die Suche nach einer solidarischen Lebensweise, die ein gutes Leben für alle ermöglicht. Aus den beiden Projekten ist das interdisziplinäre I.L.A. Kollektiv, bestehend aus jungen Wissenschaftler*innen und Aktivist*innen, hervorgegangen.



20,00 Euro [D]
20,60 Euro [A]
www.oekom.de

 oekom